

älter werden

HephataMagazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr. 41
April / 16



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 41 | April 2016



Editorial	01	„... bis zuletzt teilhaben können...“ Ein Interview zur Palliativversorgung	14
Der demografische Wandel Prof. Michael Seidel über die Herausforderungen für Dienstleistungen an Menschen mit Behinderung	02	Niemanden ungetröstet sterben lassen Wolf Clüver über Sterbebegleitung	16
Über das Leben nach dem Beruf Ulla Königs und Wilfried Weitz im Portrait	06	Alt werden wie ein Baum	18
Ein Künstler mit feinem Strich Angela Rietdorf über Friedhelm Wehnert	08	In Würde alt werden! Ein Geistliches Wort von Christian Heine-Göttelmann	20
Personalentwicklung - orientiert an den Lebensphasen Eine Betrachtung von Gerd Neumann	10	Namen und Neuigkeiten	21
Biografiearbeit Irmgard Dederichs und Robin Beyer zum Thema	12	Termine	24

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

vom „demographischen Wandel“ hört man und liest man viel. Wohl jedem ist diese Grafik bekannt, die als eine deformierte „Alterspyramide“ gilt und oft als „Urne“ oder „Atompilz“ bezeichnet wird. So erscheint uns die Situation, die auf alle modernen Gesellschaften zukommt, als Bedrohung, während die Pyramidenform als Ideal gilt. Aber was lassen wir uns da erzählen? So richtig „saubere“ Alterspyramiden findet man in den Entwicklungsländern Lateinamerikas und Afrikas, also in Regionen, die von Armut und Bürgerkriegen erschüttert sind. Unzählige junge Menschen drängen in viel zu schwache Volkswirtschaften, suchen verzweifelt nach einer Lebensperspektive – und etliche von ihnen finden diese dann in Kriminalität, Terror und Kriegshandlungen. Unser „demographischer Wandel“ stellt uns gewiss vor ordentliche Herausforderungen. Die Herausforderungen, vor die eine klassische Pyramide die betroffenen Gesellschaften stellt, dürften aber viel größer sein. Das Ideal, wenn es denn eines gibt, das liegt irgendwo dazwischen.

Leben im Alter. Ja, in mancherlei Hinsicht ist das auch eine Last. Es ist beschwerlich, sich mit den Einschränkungen abzufinden, die nun unvermeidlich werden. Es ist auch bedrückend, sich der eigenen Endlichkeit und Hinfälligkeit immer deutlicher bewusst zu werden. Die Ideale, die in unserer Gesellschaft gepflegt werden, weisen ja in eine andere Richtung. Machbarkeit zählt mehr als Weisheit und die Einsicht in das Unvermeidliche. Es haben aber alle, die älter werden – wir alle, die wir jeden Tag älter werden – die Chance (und vielleicht auch die Aufgabe), hier andere Farben ins Spiel zu bringen. Jedes Alter und jede Lebensphase hat einen unvergleichlichen Wert. Und es ist der Herbst des Lebens, der uns, wenn nur die gesundheitlichen Beeinträchtigungen nicht überhand nehmen, die wahrhaft geschenkten Jahre bietet.

Wir befassen uns zurzeit mit der Frage, wie sich eigentlich die diakonische Identität unseres „unternehmen mensch“ beschreiben lässt. Unter anderem fanden wir unter dem Leitsatz „Christlich ist es, das Leben anzunehmen“ zu der Aussage: „Jeder Mensch ist einmalig und in jeder Phase seines Lebens gottgewollt.“ Dieses Heft erzählt Ihnen davon, was das bedeuten kann für ein Leben im Alter.

Es grüßt Sie herzlich,



Ihr Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata

Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy

Pfarrer
Christian Dopheide



Titelmotiv:

© De Visu - Fotolia

DER DEMOGRAFISCHE

WANDEL eine Herausforderung für die Dienstleistungen an Menschen mit Behinderung

Menschen mit geistiger Behinderung in Deutschland wie in anderen Teilen der Welt haben sich grundsätzlich dem allgemeinen Trend zum Anstieg der Lebenserwartung angeschlossen, auch wenn ihre durchschnittliche Lebenserwartung noch unter derjenigen der Durchschnittsbevölkerung liegt und einige Gruppen eine besonders niedrige Lebenserwartung haben (Dieckmann et al. 2015, Janicki et al. 1999, Schäper et al. 2010).

Das führt dazu, dass die Anzahl der Menschen oberhalb der Erwerbsaltersgrenze, die Leistungen der Eingliederungshilfe erhalten, kontinuierlich ansteigt (vgl. Dieckmann & Giovis 2010).

Michael Seidel skizziert die vielfältigen gesundheitlichen Problemlagen von älteren Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung und die daraus resultierenden komplexen und anspruchsvollen Anforderungen an die Dienste und Einrichtungen der Eingliederungshilfe. Er fordert von den Fachverbänden, dass sie aktuellen politischen Tendenzen, die Leistungspflicht der Eingliederungshilfe künftig vorrangig auf die soziale Teilhabe zu beschränken und damit gesundheitsbezogene Assistenzleistungen mehr oder minder auszugrenzen, entschlossen entgegenzutreten.

Ab ins Pflegeheim?

Leistungsträger der Eingliederungshilfe haben im Interesse ihrer Kostenentlastung immer wieder versucht, Menschen mit lebenslanger Behinderung mit dem Erreichen des Rentenalters in die Zuständigkeit der Pflegeversicherung abzudrängen – allein wegen des Erreichens der Altersgrenze und keinesfalls nur dann, wenn der Pflegebedarf unzweifelhaft in den Vordergrund getreten war. (Hoffentlich nutzen die Träger der Eingliederungshilfe nicht den neuen erweiterten Pflegebedürftigkeitsbegriff, um derartige Versuche zu erneuern.)

Die Fachverbände für Menschen mit Behinderung und viele Träger der Behindertenhilfe haben immer wieder derartige Vorstöße der Sozialhilfeträger kritisiert. Aber aus der für Menschen mit Behinderung im Rentenalter reklamierten grundsätzlichen Zuständigkeit erwächst den Diensten und Einrichtungen der Eingliederungshilfe auch ausdrücklich die Verantwortung, sich auf die Bedürfnisse und auf die Bedarfe älter werdender Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung umfassend einzustellen. Dazu gehört insbesondere, den gesundheitlichen Aspekten angemessene Aufmerksamkeit zu schenken und dazu mit dem Gesundheitssystem und mit dem System der Altenhilfe zu kooperieren.



mehr chronische Erkrankungen und Dispositionen zu akuten Erkrankungen ein. Diabetes mellitus, Bluthochdruck und Übergewicht mögen als die bekanntesten Beispiele für die Multimorbidität im somatischen Bereich gelten. Auch psychische Störungen nehmen im höheren Lebensalter an Häufigkeit zu. An erster Stelle hierbei sind fortschreitende kognitive Leistungseinbußen aller Grade und die altersbedingten Demenzen zu nennen. Alzheimer-Demenz tritt bei Menschen mit Trisomie 21 besonders früh und häufig auf. Auch die depressiven Störungen im Alter verdienen ausdrückliche Erwähnung.



© Matthias Buehner - Fotolia

Beeinträchtigte Gesundheit im Alter

Das höhere Lebensalter ist mit einer Vielzahl von Besonderheiten im Hinblick auf die gesundheitliche Situation verbunden. Dies trifft sowohl auf die Durchschnittsbevölkerung als auch auf Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung zu¹.

An erster Stelle ist die mit zunehmendem Alter zunehmende Gebrechlichkeit, beschrieben als verminderte subjektive und objektive Belastbarkeit, zu nennen. Sie ist unter anderem mit dem altersbedingten Muskelschwund (Sarkopenie) und damit mit dem Verlust von Muskelkraft sowie mit verminderten mentalen Anpassungsfähigkeiten zu erklären. Der unter anderem alterungsbedingte Elastizitätsverlust des Skeletts erklärt, dass Stürze häufig zu Frakturen führen.

Neben den alterungsbedingten Beeinträchtigungen der Motorik spielen vor allem die Beeinträchtigungen der Sinnesfunktionen – des Sehens, des Hörens, des Schmeckens und des Geruchssinns – eine erhebliche praktische Rolle.

Mit zunehmendem Lebensalter stellen sich – auch unter dem Einfluss von Lebensstil und Ernährungsgewohnheiten – mehr und

Dieses hanebüchene Vorgehen, mit dem immerhin implizit ein fortbestehender Bedarf an Teilhabeförderung jenseits der Erwerbsaltersgrenze geleugnet wird, erfüllt die Kriterien der Altersdiskriminierung. Es verletzt den allgemeinen Gleichheitsgrundsatz aller Bürgerinnen und Bürger vor dem Gesetz, wie ihn das deutsche Grundgesetz in seinem Artikel 3, Abs. 1 formuliert. Es verstößt auch gegen das in Umsetzung europäischer Gesetzgebung (Europäische Menschenrechtskonvention) vom Bundestag erlassene Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz von 2006.

Herausforderungen für die Behindertenhilfe

Die hier zwangsläufig nur angerissenen alterungsbedingten gesundheitlichen Beeinträchtigungen ziehen vielfältige Konsequenzen für die Begleitung von Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung durch die Dienste und Einrichtungen der Behindertenhilfe nach sich.² Im Folgenden seien die wichtigsten Konsequenzen skizziert.

Seniorenrechtliches Wohnumfeld

Im Sinne der durch die Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF) der WHO einerseits,



© beeboys - Fotolia



© kolotype - Fotolia

durch die UN-Behindertenrechtskonvention³ andererseits betonte Bedeutung der Kontextfaktoren, namentlich der Umweltfaktoren, muss als erstes die zentrale Bedeutung der seniorengerechten physischen oder materiellen Gestaltung des alltäglichen Betreuungssettings unterstrichen werden.



© WunderBild - Fotolia

Dazu gehören die konsequente Beseitigung von Stolperfallen (z. B. Türschwellen, Absätze in Duschkabinen), das Anbringen von Haltegriffen in Bädern oder Toiletten und Handläufen in Fluren, die helle und zugleich blendfreie Beleuchtung aller Räume, Nachtbeleuchtung mit Bewegungssensoren in Schlafzimmern, Fluren und Toiletten. Die Musterrung von Fußbodenbelägen muss so beschaffen sein, dass sie sehbehinderten Menschen keine Stufen, Kanten oder Absätze vortäuscht. Fußbodenläufer, Teppiche und dergleichen sind als Stolperfallen kritisch zu beurteilen. Die zeitliche Orientierung bei kognitivem Abbau kann durch große Uhren und große Kalender gefördert werden.

Im Idealfall werden die Wohnungen mit assistiver Technologie (Ambient assisted living, AAL) ausgestattet. Damit kann objektive und subjektive Sicherheit ohne vermehrten Personaleinsatz erhöht werden.

Was hier im Hinblick auf die Wohnbedingungen skizziert wurde, trifft sinngemäß auch auf tagesstrukturierende Angebote, z. B. Seniorentagesstätten, zu.



© Sr. Oliver - Fotolia

Seniorengerechtes soziales Umfeld

Neben den physischen Bedingungen gehören die sozialen Bedingungen zu den wichtigen Umweltfaktoren. Im Hinblick auf alternde oder alt gewordene Menschen mit



© Kzenon - Fotolia

geistiger oder mehrfacher Behinderung muss das soziale Umfeld – selbstredend vorrangig die Mitarbeitenden der Dienste und Einrichtungen – einerseits hinreichende soziale Stimulation bereitstellen und Wünschen nach Kommunikation und Aktivität gerecht werden. Andererseits müssen Ruhebedürfnis und Wünsche nach zeitweiligem Rückzug sensibel beachtet werden. Hierfür sind sowohl eine gute Einfühlungs- und Beobachtungsgabe, aber auch eine hohe Kommunikations- und Reflexionskompetenz seitens der Assistenzpersonen und -assistenten erforderlich. Mit Rücksicht auf die schwindende Fähigkeit der Klientinnen und Klienten, sich auf wechselnde Bedingungen einzustellen, ist auf eine hohe personale Konstanz in der Assistenz zu achten, nicht zuletzt auch auf eine adäquate Zusammensetzung des Assistenzpersonals nach Alter und Geschlecht.

Seniorengerechte Gesundheitsförderung

Zu den – übrigens unter den aktuellen unzulänglichen Finanzierungsbedingungen der Eingliederungshilfe zunehmend schwerer zu erfüllenden – Aufgaben der Dienste und Einrichtungen gehört es, Angebote der Bewegungsförderung, der Gesundheitsförderung möglichst niederschwellig in den Alltag zu integrieren, zu altersgerechten Sportaktivitäten (z. B. Gymnastik, Tanz) – auch zur Erhaltung körperlicher Fitness – anzuregen, Bewegung im Freien zu ermöglichen usw.⁴

Qualifizierung der Mitarbeitenden

Die Vielgestaltigkeit der Aufgaben im Hinblick auf die Gestaltung der physischen und sozialen Umwelt verlangen intensive Anstrengungen der Träger, die Mitarbeitenden ihrer Dienste und Einrichtungen als Alltags-



© Kzenon - Fotolia

assistentinnen und Alltagsassistenten in berufsethischer und fachlicher Hinsicht auf diese Aufgaben vorzubereiten. Eine ausreichende Differenzierung der eingesetzten Berufsgruppen - Heilerziehungspflege, Krankenpflege, Altenpflege usw. - gehört ebenfalls dazu, diese vielgestaltigen Aufgaben zu bewältigen.

Achtsamkeit und Feingefühl

Neben einer aufmerksamen und respektvollen Haltung gegenüber den Nutzerinnen und Nutzern der Dienste und Einrichtungen kommt es ausdrücklich auf eine kompetente Achtsamkeit gegenüber deren gesundheitlichen Beeinträchtigungen, gegenüber deren eventuellen gesundheitlichen Veränderungen und Handlungsbedarfen an. Dabei ist zu beachten, dass infolge des Alterungsprozesses oft früher vorhandene Kompetenzen gesundheitsbezogener Selbstsorge und Eigenständigkeit (z. B. Medikamenteneinnahme) verloren gehen. Hier schrittweise Anleitung und Unterstützung ohne Bevormundung zu übernehmen, verlangt Feinfühligkeit.

Solche Kompetenzen müssen gezielt geschult und gegebenenfalls in ihrer Durchführung supervidiert werden. Zu den notwendigen Kompetenzen gehören, wie schon erwähnt, insbesondere eine altersgerechte Kommunikations- und pflegerische Kompetenz aller Mitarbeitenden. Die Mitarbeitenden müssen sich ihrer (Mit-)Verantwortung für die Gesundheit der Nutzerinnen und Nutzer bewusst sein und diese Aufgaben kompetent in Angriff nehmen. Die

Verantwortung wächst in dem Maße, wie die Fähigkeiten der gesundheitsbezogenen Selbstsorge auf der Seite der Nutzerinnen und Nutzer schwinden oder unzuverlässig werden. Dies gilt gerade und vor allem unter den Bedingungen einer dezentralen und ambulanten Leistungserbringung, wo die Leistungserbringung im kollegialen Kontext kaum evaluiert und reflektiert werden kann.

Gesundheitsbezogene Assistenzleistungen

Dazu gehören beispielsweise die frühzeitige Beobachtung gesundheitlicher Veränderungen, die Unterstützung oder Übernahme der im Zusammenhang mit der Behandlung von Gesundheitsproblemen notwendigen Maßnahmen (Übungen, Hilfsmittelnutzung usw.), aber auch die Motivation der Nutzerinnen und Nutzer zur möglichst selbständigen Umsetzung – gegebenenfalls nur schrittweise aufzubauen – solcher Maßnahmen, zur Inanspruchnahme von Vorsorgeuntersuchungen sowie die Erschließung von medizinischen und zahnmedizinischen Ver-



© Robert Kneschke - Fotolia

sorgungsangeboten in der Region, die Begleitung zu Behandlungen usw. Insgesamt lassen sich diese Aufgaben sowohl unter den Begriffen der gesundheitsbezogenen Assistenzleistungen, der Gesundheitspflege und der Begleitung der persönlichen Lebensführung fassen.⁵

Bezüglich des mit dem Alter zunehmenden Pflegebedarfs kommt es darauf an, die pflegerischen Maßnahmen organisch in den Alltag und in die teilhabebezogenen Maßnahmen einzubinden. Das erfordert, dass möglichst alle Mitarbeitenden die Pflegeteams übernehmen können, die dem jeweiligen Dienst oder der jeweiligen Einrichtung der Behindertenhilfe gemäß der jeweils geltenden Leistungsvereinbarung obliegen. Hierzu kann die Leitlinie der Fachverbände für Menschen mit Behinderung zur Behandlungspflege in den Einrichtungen der Behindertenhilfe⁶ aus dem Jahre 2008 grundlegende Orientierung geben.

Im Hinblick auf den Erwerb seniorengerechter pflegerischer Kompetenzen bietet sich der Erfahrungsaustausch mit Diensten und Einrichtungen der Altenhilfe an.

Besorgter Blick in die Zukunft

Im laufenden Prozess zur Reform der Eingliederungshilfe – Bundesteilhabegesetz – werden derzeit problematische Positionen in der Politik formuliert, die die Leistungspflicht der Eingliederungshilfeträger künftig nur auf die soziale Teilhabe beschränken wollen. Damit würde der derzeitigen gesetzlichen Verankerung gesundheitsbezogener Assistenzleistungen in den Diensten und Einrichtungen der Eingliederungshilfe der Boden entzogen. Da solche Assistenzleistungen auch nicht durch die leistungs-

rechtlichen Vorschriften des SGB V, das die Krankenversicherung regelt, gewährleistet sind, würden damit Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung fundamental in ihrem Recht auf den Zugang zu Gesundheitsleistungen beschritten.

Die Fachverbände für Menschen mit Behinderung müssen solchen Tendenzen entschlossen entgegenzutreten. Gerade die Sicherstellung der gesundheitlichen Versorgung entspricht der Verpflichtung der Unterzeichnerstaaten der UN-Behindertenrechtskonvention. In deren Artikel 25 heißt es: „Die Vertragsstaaten anerkennen das Recht von Menschen mit Behinderungen auf das erreichbare Höchstmaß an Gesundheit ohne Diskriminierung aufgrund von Behinderung.“

Prof. Dr.med. Michael Seidel vormaliger ärztlicher Direktor des Stiftungsbereichs Bethel regional der von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel, Bielefeld. Vorsitzender des Arbeitskreises Gesundheitspolitik der Fachverbände für Menschen mit Behinderungen, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für seelische Gesundheit bei Menschen mit geistiger Behinderung.

Abdruck dieses Textes mit freundlicher Genehmigung der:

Orientierung - Forum Behindertenhilfe
Herausgeber: Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e.V. (BeB), Berlin
Weitere Infos: www.beb-ev.de

Literatur

- Dieckmann, F., Giovis, C. (2014): Demographic changes in the older adult population of persons with intellectual disabilities in Germany. *Journal of Policy and Practice in Intellectual Disabilities* 11, 226-234.
- Dieckmann, F., Giovis, C., Offergeld, J. (2015): The life expectancy of people with intellectual disabilities in Germany. *Journal of Applied Research in Intellectual Disabilities* 28, 373-382.
- Janicki, M.P., Dalton, A.J., Henderson, M. (1999): Mortality and morbidity among older adults with intellectual disability: health services considerations. *Disability and Rehabilitation* 21, 284-294.
- Schäper, S., Schüller, S., Dieckmann, F., Greving, H. (2010): Anforderungen an die Lebensgestaltung älter werdender Menschen mit geistiger Behinderung in unterstützten Wohnformen – Ergebnisse einer Literaturanalyse und Expertenbefragung. Zweiter Zwischenbericht zum Forschungsprojekt Lebensqualität inklusiv(r): Innovative Konzepte unterstützten Wohnens älter werdender Menschen mit Behinderung (LEQUI). Katholische Hochschule NRW, Abteilung Münster. Münster.
- Schmidt-Ohlemann, M. (2015): Medizinische Leistungen als Bestandteil der Teilhabeförderung. In: Seidel, M. (Hrsg.): Grundsätzliche und spezielle Aspekte der gesundheitlichen Versorgung von Menschen mit geistiger Behinderung. Materialien der DGSG. Bd. 35. Eigenverlag der DGSG. Berlin (im Druck).
- Seidel, M. (2015): Menschen mit geistiger Behinderung und psychischer Krankheit im Alter. In: Müller, S. V., Gärtner, C. (Hrsg.): Lebensqualität im Alter – Perspektiven für Menschen mit geistiger Behinderung und psychischen Erkrankungen. Heidelberg: Springer. S. 121-140.

¹ Eine ausführlichere Darstellung und umfangreichere Literaturverweise zum Thema finden sich bei Seidel 2015.

² Auch hierzu sei bezüglich weiterer Details auf Seidel 2015 hingewiesen.

³ <http://www.brk-allianz.de/attachments/article/72/BMAS-Deutsch-abgestimmte-uebersetzung.pdf>

⁴ Anregungen zur umfassenden Sturzprävention finden sich bei <http://www.sturzpraevention-bethel.de/>

⁵ Siehe auch Schmidt-Ohlemann (2015)

⁶ Fachverbände für Menschen mit Behinderung. Behandlungspflege in der Behindertenhilfe – Leitlinie für stationäre Einrichtungen (<http://www.diefachverbaende.de/files/fachthemen/2008-10-24-LeitlinieBehandlungspflege.pdf>)

ES GIBT EIN LEBEN NEBEN UND NACH DEM BERUF



Ulla Königs und Wilfried Weitz – zwei, die viel gemeinsam haben. Seit vielen Jahren leben sie in einer Wohngemeinschaft, haben den gleichen Beruf gelernt, arbeiteten jahrelang gemeinsam in der gleichen Hephata-Wohngruppe, haben nach und nach ihre Arbeitszeit reduziert und sind beide musisch-kreativ. Trotzdem gelang der einen der Übergang in den Ruhestand reibungslos, der andere hatte damit eine Zeitlang Probleme. Inzwischen aber leben beide ihren (Un-)Ruhestand ideenreich und mit Hingabe.

Es waren andere Zeiten, als Wilfried Weitz 1973 im Hephata-Wohnheim an der Lenzenstraße begann. Vierzig Männer mit Behinderung lebten damals in besagtem Wohnheim zusammen. Weibliche Bewohner gab es noch gar nicht. Nach und nach wurde umgebaut und umstrukturiert, erst wohnten noch 26 Menschen zusammen, dann nur noch 16. Wilfried Weitz hat nicht nur diese quantitativen Veränderungen erlebt, sondern auch die qualitativen. „Früher stand die Gruppe im Vordergrund“, erzählt er. „Alle trugen die gleichen Hemden und hatten den gleichen Haarschnitt.“ Und alle aßen das gleiche Essen. „Es hat dann ein wichtiger Wandel stattgefunden“, stellt Weitz fest.

Ulla Königs hat 1979 bei Hephata angefangen, auch sie nach einer Ausbildung in der Heilerziehungspflegeschule. Ein Jahr später wechselte sie in das Wohnheim in der Lenzenstraße und dort blieb sie ihr gesamtes Arbeitsleben, bis sie Ende Oktober 2013 in Rente ging. „Wir hatten dort einfach ein unwahrscheinlich tolles Team, in dem viele gute Ideen entstanden und verwirklicht wurden“, sagt sie. „Es war mein zweites Zuhause und das kreative Arbeiten und die vielen Begegnungen mit anderen Menschen haben meinem Leben eine hohe Sinnhaftigkeit gegeben.“

Zu Beginn ihrer Tätigkeit waren nicht nur die Betreuerinnen und Betreuer noch jung, sondern auch die Bewohner. „Sie waren alle zwischen 18 und Mitte 20“, erzählt Weitz. Entsprechend aktiv und kreativ waren die Angebote: es wurde Fußball und Hockey gespielt. Es gab eine Theatergruppe, aber auch das Rasenmähen war eine Gemeinschaftsaufgabe. „Das kreative Miteinander wurde im Laufe der Zeit weniger“, fasst Wilfried Weitz die Entwicklung zusammen, „es wurde alles professioneller und sinnvolle Standards

entstanden, die aber auch zu einer Reduzierung von spontanen Aktionen führten.“ Auch die Entscheidungsfreiheit der Bewohner wuchs. Während in den 1970er Jahren alle gemeinsam zum Sport gingen, ohne dass viel gefragt wurde, wurde im Laufe der Jahre die Wahlfreiheit größer und dann entschieden sich eben viele Bewohner eher für das Fernsehen und nicht für den Sport.

Wilfried Weitz trieb in den 1990er Jahren der Wunsch nach Veränderung zur Fortbildung im Bereich systemische Familienberatung und Supervision. Später übernahm er eine Abteilungsleiterfunktion und war an der Organisation des umfassenden Regionalisierungsprozesses der Stiftung Hephata beteiligt.

Beide, sowohl Ulla Königs als auch Wilfried Weitz, begannen bereits 15 Jahre vor der Rente bewusst, ihre Stundenzahl zu reduzieren. „Es gibt ein anderes Leben neben dem Beruf“, sagt Ulla Königs. „Dafür braucht man Zeit.“ In den letzten zwei Jahren vor dem Ruhestand arbeitete sie dann nur noch 15 Stunden pro Woche. „Für mich war es eigentlich unvorstellbar, nicht mehr zu arbeiten, aber durch die Stundenreduzierung habe ich einen guten Übergang gefunden“, stellt sie fest. Sie hat vor allem ihre musischen und kreativen Interessen ausgebaut. Sie schreibt, sie singt in verschiedenen Chören, sie liebt das afrikanische Trommeln. „Das ist wie eine Meditation“, sagt sie. Sie hat einen ausgedehnten Freundeskreis, der für sie sehr kostbar ist, und sie hilft regelmäßig einer älteren Dame, die schlecht sehen kann, bei Besorgungen und Erledigungen. Ihr Ruhestand ist aktiv, kreativ, ausgefüllt. „Für mich war irgendwann klar: es ist Zeit zu gehen“, fasst sie zusammen. „Im Berufsleben habe ich einen guten Abschluss gefunden.“

Wilfried Weitz dagegen hatte seine Probleme beim Renteneintritt. Auch er hatte seine Arbeitszeit reduziert, aber den gleitenden Übergang in den Ruhestand gab es nicht, eher einen Stopp aus vollem Galopp. „Im Kopf war eigentlich alles klar, aber ich bin trotzdem in eine Sinnkrise gestürzt“, sagt er rückblickend. Ein halbes Jahr habe er gebraucht, um die Veränderung zu verarbeiten. „Mit dem Begriff »Rentner« musste ich mich erst mal auseinandersetzen und meinen Standpunkt finden“, erklärt er. „Eine neue Einstellung musste her.“ Die hat er dann gefunden. Musik ist jetzt das zentrale Thema in seinem Leben. Selbst das Mandolinespielen – früher einmal als Kind erlernt – hat er wieder aufgenommen. Aber er spielt auch Bassgitarre und das gleich in mehreren Bands. In zwei Gruppen werden eigene Stücke gespielt, in anderen wird gecovered. Mit einer Drei-Mann-Band ist er viel unterwegs: dreißig Auftritte in ganz Deutschland standen im vergangenen Jahr auf dem Programm. Außerdem hat er sich ein eigenes kleines Tonstudio eingerichtet, wo auch andere Bands ihre CDs produzieren.

Der wunderbare Altbau auf dem Lande, den die Wohngemeinschaft bewohnt, bietet in dieser Hinsicht jede Menge Möglichkeiten durch Nebengebäude, die einen ruhigen Innenhof säumen. Auch seine handwerklichen Ambitionen kann er jetzt ausleben: in der Nähe gibt es einen Biohof. „Mit dem Biobauern habe ich mich angefreundet und helfe dort gern“, erzählt er. Allerdings nicht bei der Ernte, wie man vermuten könnte, sondern zum Beispiel beim Renovieren des großen Hofes und des Hofladens. „Wenn man eine Tür grün angestrichen hat, dann ist das ausgesprochen befriedigend“, meint er. „Viel mehr als bei der Verwaltungsarbeit, die zwar gemacht werden muss, wo man aber den Erfolg nicht so deutlich sieht.“

Angela Rietdorf lebt und arbeitet als freie Journalistin und Beraterin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in Mönchengladbach.

EIN KÜNSTLER MIT FEINEM STRICH und viel Geduld

Friedhelm Wehnert hat sein ganzes Leben bei Hephata gewohnt und gearbeitet. Seit fünf Jahren ist er in Rente. Friedhelm Wehnert malt. Konzentriert, mit Leidenschaft und Genauigkeit. Mit viel Gefühl für Farben und mit Ausdauer. Ihm gegenüber ist sein Freund und WG-Partner Hans-Dieter Beuster ebenfalls mit einem Bild beschäftigt. Und auch Mathilde Cremer und Peter Sowinski haben Stifte und Papier vor sich liegen. Auf Sowinskis Blatt entstehen Phantasietiere, Cremer malt Sterne – bunt und geometrisch exakt. „Eine Auftragsarbeit“, erklärt Yvonne Klaffke, die die vier Künstler an diesem Mittwochvormittag im Atelier Strichstärke als Mentorin begleitet. Die Sterne sind als mögliches Motiv für weihnachtliche Spekulatiusdosen gedacht.



Alle vier, die an diesem Vormittag im Atelier sind, haben zweierlei gemeinsam: die Liebe zum Malen und die Tatsache, dass sie in Rente sind. Sonst hätten sie vormittags natürlich auch gar keine Zeit für den Besuch in den Atelierräumen in der Rheydter Citypassage, die Hephata den Künstlern zur Verfügung stellt. Friedhelm Wehnert beendet gerade ein Bild: ein Krokodil, in rötlichen Farben gehalten, vor einem Hintergrund in Grün-, Blau- und Grautönen. Es ist ein Bild, das ganz deutlich seine Handschrift und seinen ureigenen Stil erkennen lässt.

Friedhelm Wehnert liebt Mosaike und er verwendet diese Technik sowohl bei abstrakten als auch bei gegenständlichen Motiven. Auf einem großformatigen Bild, das im Schaufenster des Ateliers zu sehen ist, lässt sich die abstrakte Seite seiner Arbeit erkennen: dicht an dicht sind Quadrate mit ungläublicher Genauigkeit in geometrischen Formen und regelmäßig wechselnden Farben gestaltet.

Das Malen ist für den 70jährigen mehr als ein Hobby, dem er sich mit großer Begeisterung nicht nur im Atelier sondern auch zu Hause widmet, aber es ist bei weitem nicht seine einzige Beschäftigung. Er hat einen Laptop, auf dem er Spiele spielt und im Internet unterwegs ist. Er führt gemeinsam mit Beuster, mit dem ihn eine vierzigjährige Freundschaft verbindet, den Haushalt ihrer Zwei-Personen-WG.

Die beiden gehen einkaufen, gemeinsam in die Stadt oder spazieren. Manchmal kochen sie auch, aber das ist nicht gerade ihre Leidenschaft. Oft gebe es Fertiggerichte, gesteht Friedhelm Wehnert. „Oder die Nachbarn bringen etwas vorbei, wenn sie zu viel gekocht haben. Es herrscht eine gute Nachbarschaft im Haus.“ Jedenfalls hat Friedhelm Wehnert keine Langeweile und auch keine Sehnsucht nach dem Berufsleben, obwohl er immer gern gearbeitet hat. Das Rentnerleben bietet Zeit für die Kunst, genügend Kontakte und viel Freiraum. So soll es sein, so kann es bleiben. „Ich vermisse den Arbeitsplatz nicht“, stellt er fest. „Ich bin sehr zufrieden, so wie es ist, solange ich gesund bleibe.“

Dabei hat der heute 70jährige ein langes, mehr als 50 Jahre währendes Berufsleben hinter sich. Mit vierzehn Jahren begann er schon zu arbeiten. An seine Kindheit im inzwischen abgerissenen Bodelschwingh-Haus – er kam bereits mit sechs Jahren in die damalige „Bildungs- und Pflegeanstalt“ Hephata – erinnert er sich nicht gern. „Ich habe mich dort nicht wohlfühlt, es gab keine Namen, nur Nummern“, erzählt er. Aber auf dem Gelände war auch eine Schule, die er sechs Jahre lang besuchte. Mit 14 Jahren sei er ausgeschult worden. „Dann habe ich angefangen zu arbeiten“, berichtet er, „immer ohne Bezahlung, das gab es damals noch nicht.“ Unter anderem im Schweinestall, was ihm viel Spaß gemacht hat. Auch bei Bauern habe er gearbeitet, aber nicht allzu lange. „Da bin ich nur ausgenutzt worden“, meint er. Er kehrt zurück aufs Hephata-Gelände und beginnt in der Wäscherei zu arbeiten. Zuerst an der Heißmangel, dann an den Waschmaschinen. „Wir bekamen die Wäsche aller umliegenden Häuser“, erzählt er. „Die musste zuerst sortiert werden, davor habe ich mich am Anfang geekelt, aber dann habe ich mich daran gewöhnt und gern in der Wäscherei gearbeitet.“ Fast zehn Jahre lang ist er dort tätig, dann wird die Wäscherei geschlossen



und er wechselt in die Großküche. Auch eine angenehme Arbeit, findet er. Als auch die Großküche dicht gemacht wird, fängt er im Lager der Hephata Werkstätten an der Erftstraße an. Dort bleibt er bis zur Rente. „Mein Chef hätte mich gern noch zwei Jahre länger beschäftigt, aber mit 65 Jahren reicht es“, meint er. Gearbeitet habe er aber immer gern. „Ich bin sehr kontaktfreudig“, sagt er. „Ohne Menschen um mich herum wäre mir langweilig gewesen.“ Mit 65 Jahren geht er nach mehr als 50jähriger Berufstätigkeit in den Ruhestand, der aber glücklicherweise aus verschiedenen Gründen gar nicht langweilig ist.

Das liegt unter anderem daran, dass er mit seiner Wohnsituation so ganz und gar zufrieden ist. Das Leben in der Zweier-WG liegt ihm. In den vielen Jahrzehnten bei Hephata hat er auch andere Unterbringungen erlebt: Schlafsäle, große Wohngruppen, kleinere Wohngruppen, Doppelzimmer, Einzelzimmer. Und jetzt eben die Wohngemeinschaft (im Fachjargon: ambulant betreutes Wohnen), die viel Selbstständigkeit ermöglicht. Zweimal in der Woche kommt eine Mitarbeiterin der Stiftung Hephata, um zu unterstützen, wo es nötig

ist. „Vor allem für den Papierkram“, sagt Friedhelm Wehnert. „Den Haushalt machen wir selber und Geld können wir auch allein holen.“ Mit Geld kann er umgehen. „Ich sehe immer zu, dass Ende des Monats noch Geld auf dem Girokonto ist“, erklärt er. „Schulden gibt es bei mir nicht.“ Neulich haben sie gemeinsam die Diele gestrichen – man merkt: der Umgang mit Farbe liegt ihm.

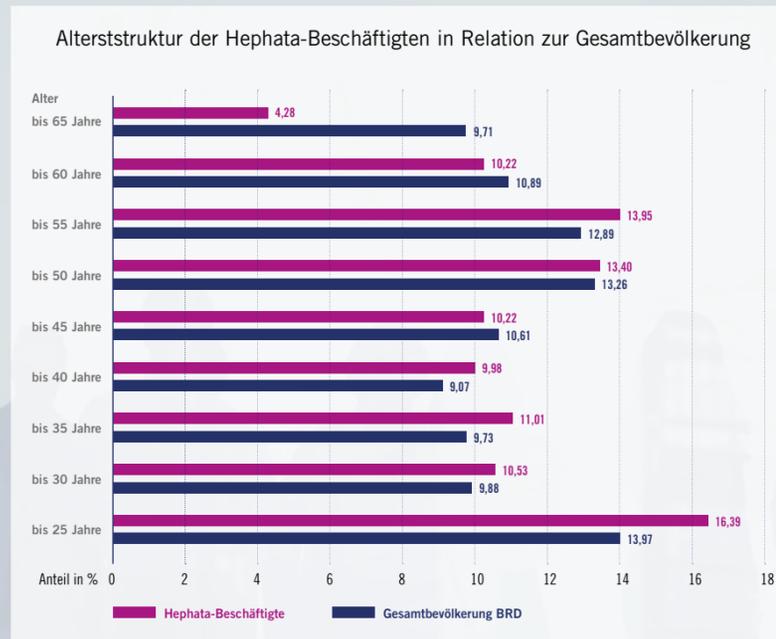
Als Künstler mit genügend Zeit ist er sehr produktiv. „Etliche von meinen Bildern verschenke ich“, sagt er. Eines aber zieht dauerhaft die Blicke von „Naschkatzen“ auf sich, denn es schmückt eine Gebäckdose der Kölner Dom-Spekulatius. Im letzten Jahr hat es sein Werk als Design für die Dose geschafft: Der Kölner Dom, natürlich im Mosaikstil gezeichnet. Ein echter Wehnert eben.

Angela Rietdorf



PERSONAL ENTWICKLUNG

– orientiert an den Lebensphasen



Die demografische Entwicklung in Deutschland hat zur Folge, dass bei steigendem Bedarf an ausgebildeten Fachkräften gleichzeitig altersbedingt die Verfügbarkeit von Fachkräften im Bereich der sozialen Arbeit ohne aktives Handeln sinken wird. Dieses führt vor allem zu einem grundlegenden Wandel in der Personalstrategie.

War es im Jahr 2000 für das Unternehmen wichtig, durch personelle Veränderungen die Neuausrichtung in der Evangelischen Stiftung Hephata nachhaltig zu beeinflussen, so ist es heute wichtig, die Mitarbeitenden jeden Alters entsprechend ihrer jeweiligen Aufgaben und Kompetenzen kontinuierlich zu entwickeln und zu binden und damit die Unternehmensentwicklung zu stabilisieren.

Personalentwicklung im Jahre 2000 war stark geprägt von der staatlich geförderten Altersteilzeit für Mitarbeitende ab dem 55. Lebensjahr und damit einer „Win-Win“-Situation für Mitarbeiter und Unternehmen in einer sich verändernden Arbeitswelt. Die Einstellung jüngerer Mitarbeiter förderte die Unternehmensentwicklung und gleichzeitig bot sich älteren Mitarbeitenden eine finanziell abgesicherte frühere Beendigung des Arbeitslebens.

In der Personalentwicklung heute, 2016, besteht diese Deckungsgleichheit nicht mehr: Der Staat bietet unter Voraussetzungen mit der Rente ab 63 plus auch hier eine Chance für Mitarbeiter zu einem früheren beruflichen Ausstieg. Für die Unternehmen verstärkt sich dadurch der Druck, am stark veränderten Arbeitsmarkt die zusätzlichen Lücken zu schließen.

Auch die Sprache spiegelt die wachsende Bedeutung und Wertschätzung der über 50jährigen wider, die z.B. als „Best Ager“ oder „Golden Ager“ bezeichnet werden. Der Zeitpunkt, zu dem diese Altersgruppe für die Gesellschaft oder für die Entwicklung von Unternehmen als „nicht mehr zeitgemäß qualifiziert“ oder „nicht mehr so leistungsfähig“ abgestempelt und über die Möglichkeit der Altersteilzeit „abgebaut“ wurde, ist spätestens seit 2009 vorbei.

Den Wegfall der Altersteilzeitförderung durch den Staat erlebt die nachfolgende 50plus-Generation, für die jetzt „nur noch“ die Regelaltersgrenze greift, jedoch als „Schlechter-Stellung“. Das beeinflusst zum Teil deren Motivation negativ. Selbst wenn die Wertschätzung dieser Personengruppe allgemein gestiegen ist, fordert es das Unternehmen heraus, seine Bemühungen in der Personalentwicklung zu intensivieren.

Für die Stiftung Hephata besteht die Herausforderung darin, der wachsenden 50plus-Generation ihrer Mitarbeitenden (derzeit: 28,45% von insgesamt 2.500 Beschäftigten) über gezielte Personalentwicklung zu begegnen: deren Motivation zu stärken, deren Kompetenzen zu erhalten und zu fördern und eine Kultur der Wertschätzung bis zur Rente zu etablieren.



Hierzu tragen systematische Personalentwicklungsgespräche, steigende Fortbildungen, flexible Arbeitszeitkonzepte genauso bei, wie die verstärkte Werbung für ein wertorientiertes Berufsbild des Heilerziehungspfleger oder Erziehers. Die demographische Veränderung gelingt nur, wenn die Interessen aller Altersgruppen Berücksichtigung finden und ausbalanciert werden. Das Durchschnittsalter der Hephata-Mitarbeitenden wird in den nächsten Jahren steigen, aber gemessen an der Bevölkerungsstruktur in Deutschland ist die Altersverteilung insgesamt bisher günstiger (vgl. Diagramm). Hierzu trägt das wachsende Interesse junger Menschen, sich in sozialen Berufen zu verwirklichen, erheblich bei. Gegenwärtig sind 16,39% aller Beschäftigten unter 25 Jahre alt. Arbeitsbedingungen haben sich verbessert und die soziale Anerkennung dieses Berufsfeldes in der Gesellschaft ist gestiegen.

Durch den gezielten Austausch und Dialog zwischen den Mitarbeiter-Generationen gelingt es, ein gemeinsames hohes Qualitätsniveau zu erreichen und zu erhalten. Dabei wird dem Rechnung getragen, dass junge Menschen – eben auch junge Mitarbeitende – schneller lernen und umsetzen können (Fluide Intelligenz) und ältere Menschen/Mit-



arbeitende aufgrund ihrer Erfahrung gezielter handeln (Kristalline Intelligenz). Soziale Arbeit benötigt beides, deshalb betreibt Personalentwicklung den bewussten Austausch zwischen den Generationen über gemeinsame Fach- und Themenkonferenzen. Beim Auf- und Ausbau von IT-gestützten Arbeitssystemen sind alle Altersgruppen gleichermaßen beteiligt.

Der jüngeren Generation geht es stärker um den zur aktuellen Lebenssituation passenden Arbeitsplatz.

Auch der Wandel der Berufsbiografien ist heute eine Herausforderung für Unternehmen. Spielt in der Biografie der heutigen 50plus-Generation die Kontinuität am Arbeitsplatz (Existenzsicherung) und die Loyalität zum Unternehmen aber eben auch die – nicht nur positiv verarbeitete – Rationalisierung eine starke Rolle, so ist die jüngere Generation der Mitarbeitenden von veränderten Lebensentwürfen geprägt. Ihr geht es seltener um den „sicheren“ Arbeitsplatz sondern stärker um den zur aktuellen Lebenssituation passenden Arbeitsplatz. Dabei haben Mitarbeitende in sozialen Berufen heute immer eine Alternative zum bestehenden Arbeitsplatz. Insoweit muss Hephata auch die Bedürfnisse der folgenden Generationen nach privater und beruflicher Entwicklung berücksichtigen.



Die berufliche Entwicklung – Karriere – ist in der heutigen Zeit des lebenslangen Lernens nicht mehr primär eine Altersfrage sondern wesentlich eine Frage der Gesundheit und privaten Lebenssituation. Heute tritt der Mitarbeiter nach einer zeitlich oft längeren Phase der Ausbildung und Qualifizierung in die sogenannte „Rush-Hour“ des Lebens ein, die vom Abschluss der Berufsausbildung bis zur Lebensmitte einschließlich der Phase der Familiengründung liegt. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erscheint in dieser Phase von besonderer Bedeutung, wichtiger als der schnelle berufliche Aufstieg.

So entwickelt es sich, dass gerade der zweiten Phase des Berufslebens (40+) , in der man für die berufliche Entwicklung – Karriere – Zeit hat, besondere Bedeutung zu kommt. Die bis dahin erworbene Berufserfahrung erhöht oft die Eignung für Leitungspositionen. Im Rahmen seiner Personalentwick-



lung denkt Hephata gerade hier über geeignete Qualifizierungsformate nach. Ein Beispiel dafür ist das schon bestehende Führungskräfte-Training, in dessen Rahmen der Austausch zwischen „Newcomern“ und „Best Ager“ gezielt angelegt ist.

In der Praxis mache ich oft die Erfahrung, dass nicht das Alter, sondern die Gesundheit eines Mitarbeitenden seine Leistungsfähigkeit bestimmt und dass die beste Voraussetzung für positive, aktive Mitarbeit im Unternehmen eine lebenslange „Neugier“ (im positiven Sinne) und Lust auf Veränderung ist. Dahingehend kann das Gesundheitsmanagement viele zusätzliche Impulse liefern.

Gerd Neumann ist Leiter des Personalwesens der Evangelischen Stiftung Hephata und ihrer Betriebsführungsgesellschaften.

Bio grafie arbeit

– eine Möglichkeit die Gegenwart zu verändern

„Herr K. ist 61 Jahre alt und seit einem halben Jahr in Rente. In der Wohneinrichtung zieht er sich zurück, nimmt an gemeinsamen Essen nicht mehr teil und vernachlässigt seine Hobbys.“

„Nach dem Tod ihrer Mutter sind bei Frau L. (55 Jahre alt) häufig autoaggressive Verhaltensweisen zu beobachten. Manchmal schlägt sie sich so heftig gegen den Kopf, dass sie ärztlich behandelt werden muss.“

Das sind zwei Einstiege zu komplexen Fallbeispielen, anhand derer das Thema „Biografiearbeit bei (älteren) Menschen mit geistiger Behinderung“ am Berufskolleg Hephata unterrichtet wird. Die Studierenden des Berufskollegs können von zahlreichen Anlässen für Biografiearbeit aus ihrer Arbeit in den Praxiseinrichtungen berichten, sodass der Unterricht praxisnah gestaltet werden kann. Ziele und Methoden der Biografiearbeit sowie die Anforderungen an die pädagogischen Fachkräfte werden also an aktuellen Fragestellungen von den Studierenden erarbeitet (Theorie-Praxis-Bezug).

Die Lebenserwartung von Menschen mit geistiger Behinderung steigt und somit auch der Bedarf an erwachsenenbildnerischen

Angeboten, die dazu geeignet sind, Menschen mit geistiger Behinderung eine Auseinandersetzung mit ihrer Identität zu ermöglichen. Viele ältere Menschen mit geistiger Behinderung leben seit vielen Jahrzehnten in einer Einrichtung oder haben im Laufe ihres Lebens mehrere Einrichtungen bewohnt, waren stets einer von vielen. Diese Menschen haben eine „Institutionsbiografie“ (Theunissen 2002, 114f.) und es stellt sich die Frage, was denn das Einzigartige, das Besondere an der eigenen Biografie ist.

Die Biografiearbeit als eine Form der Erwachsenenbildung bietet Möglichkeiten, sich mit der eigenen Lebensgeschichte auseinanderzusetzen und deren Einzigartigkeit herauszuarbeiten mit dem Ziel, Missverständnisse, Konflikte und Umbrüche aus heutiger Sicht neu zu bewerten. Wichtig ist dabei, Biografiearbeit als freiwilliges Angebot zu sehen, in dessen Verlauf Wünsche, Vorlieben und Gewohnheiten der Menschen deutlich werden, um diese in der pädagogischen Arbeit berücksichtigen zu können. Mithilfe dieser Reflektion der eigenen Lebensgeschichte kann also nicht nur die Vergangenheit in ein versöhnliches Licht gerückt, sondern auch die Gegenwart verändert und die Zukunft gestaltet werden.

Wenn sich jemand für die eigene Biografie interessiert, bekommt diese eine Wichtigkeit die guttut. Die pädagogischen Fachkräfte müssen vorbehaltlos, respektvoll, manchmal tröstend aber immer vertraulich mit den Geschichten, die ihnen anvertraut werden, umgehen. Dabei können die Fachkräfte eventuell auch an ihre persönlichen Grenzen kommen, wenn eigene Ängste oder nicht aufgearbeitete Erlebnisse berührt werden. Eine sorgfältige Vor- und Nachbereitung der biografischen Arbeit mit Klienten sollte deshalb auch Supervisionen mit einplanen. Eine weitere Anforderung an die pädagogischen Fachkräfte besteht darin zu entscheiden, wann ein psychologischer Fachdienst einzubeziehen ist, falls die Lebenserlebnisse des Klienten auf Traumata schließen lassen, die im Rahmen der Biografiearbeit nicht zu bewältigen sind.

Bevor es mit dem eigentlichen biografischen Arbeiten losgeht, muss das Interesse an einer Zusammenarbeit mit dem Klienten geklärt werden. Voraussetzung ist die freiwillige Teilnahme der Betroffenen. Es bedarf auch einer Aufklärung des Klienten, was Biografiearbeit überhaupt ist. Denn es ist nicht leicht zu verstehen, was mit Biografiearbeit – oder Arbeit mit der eigenen Lebensgeschichte – gemeint ist. Deshalb

müssen diese komplexen und abstrakten Begriffe so anschaulich wie möglich dargestellt werden. Vielleicht erzählt man eine Anekdote aus seinem eigenen Leben, um klar zu machen, was erarbeitet werden soll. Oder man bringt aus der Biografiearbeit mit anderen Einzelpersonen oder Gruppen etwas mit, z.B. einen Lebensweg, um die Sache zu veranschaulichen. Ebenso gehört es zur Vorbereitung, Kontakte zu Angehörigen und eventuell anderen Assistenten zu knüpfen, um Informationen über den Klienten zu erwerben. Auch ein Blick in die „Bewohnerakte“ kann nützliche Informationen liefern. Üblicherweise sind dort aber nur „objektive“ Daten festgehalten, so dass sich aus einer Akte oft nur ein Teil dessen ersehen lässt, was ein Mensch im Laufe seines Lebens erlebt hat. Dieser Erwerb von Informationen dient nicht dazu, ein „vorgefertigtes Bild“ (Lindmeier 2013, S. 75f.) über den Klienten entstehen zu lassen. Er soll lediglich Anhaltspunkte für die Erinnerungsarbeit liefern und vielleicht aufzeigen, wo besonders sensibel mit der Lebensgeschichte umgegangen werden muss.

Während des ersten Treffens mit dem Klienten, nachdem dieser also seine Bereitschaft zum biografischen Arbeiten signalisiert hat, werden Regeln der Zusammenarbeit, Ort

und Zeit(dauer) der weiteren Treffen festgelegt. Wichtig dabei ist, immer wieder darauf hinzuweisen, dass es bei der Biografiearbeit nicht darum geht, den Klienten über (teils oft schmerzhaft) Erlebnisse seiner Vergangenheit „auszuhorchen“; auch handelt es sich nicht um eine Freizeitmaßnahme. Dieses erste Treffen ist von entscheidender Bedeutung. Der Schwerpunkt sollte deshalb darauf liegen, eine Vertrauensbasis zu schaffen und die schon genannten Bedingungen für weitere Treffen zu besprechen. Man sollte methodisch nicht direkt in die Erinnerungsarbeit einsteigen, sondern sich Zeit nehmen, sich besser kennenzulernen.

In der sogenannten Hauptarbeitsphase (Lindmeier ebd.) muss gemeinsam mit dem Klienten herausgefunden werden, über welche Lebensereignisse er gerne sprechen möchte und über welche nicht. Dabei können folgende Fragen hilfreich sein:

- **Was soll erreicht werden?**
- **Sollen nur einzelne Abschnitte der Lebensgeschichte thematisiert werden?**

Die Planung nach Themenblöcken gestattet eine hohe Flexibilität. Einzelne Themen können sehr ausführlich, andere eher am Rande bearbeitet werden; je nachdem, welchen Stellenwert sie für den Klienten haben.

Nähert sich die gemeinsame Arbeit dem Ende, sollte ein Fazit gezogen und der Ausstieg vorbereitet werden. Das letzte Treffen sollte dazu genutzt werden, sich voneinander zu verabschieden und deutlich zu machen, dass die gemeinsame Arbeit hiermit endet. Dies geschieht am besten durch eine gemeinsame Unternehmung, die keinen biografischen Hintergrund hat.

Irmgard Dederichs unterrichtet seit 2010 am Berufskolleg der Stiftung Hephata in den Bildungsgängen Heilerziehungspflege und Sozialpädagogik. Sie ist seit 2013 Mitglied des Lehrerrats.

Robin Beyer unterrichtet seit 2010 am Berufskolleg der Stiftung Hephata in den Bildungsgängen Heilerziehungspflege, Sozialassistenten und Sozialpädagogik. Seit 2013 ist er Mitglied des Lehrerrats.

„... bis zuletzt leben und teilhaben können...“

spezialisierte ambulante Palliativversorgung in einer Wohngemeinschaft

Frau Assogna, Sie sind Teamleiterin einer Wohngemeinschaft für Menschen mit Lernschwierigkeiten (früher als Menschen mit geistiger Behinderung bezeichnet) in einem hohen Lebensalter und mit hohem Pflegebedarf. In dieser Wohngemeinschaft werden Menschen palliativ versorgt. Was bedeutet das?

Claudia Assogna: In der Wohngemeinschaft leben 14 Personen - 2 Damen und 12 Herren - von denen der Älteste derzeit 89 Jahre zählt. Einige von ihnen sind über die letzten Jahre deutlich schwächer geworden und bei einigen habe ich das Gefühl, dass sie auf ihre letzten Monate zugehen. Diese 14 Personen werden von einem 14köpfigen Mitarbeiter-Team (Heilerziehungspfleger, Krankenpfleger, Erzieher) begleitet. Unser Ansatz ist, dass die Menschen hier bis zuletzt leben und teilhaben können und bis zuletzt Freude haben und sich geborgen fühlen.



Ich denke da immer an ein Wort von Cicely Saunders, die 1967 ein Hospiz in London gegründet hat: „Du bist wichtig, weil du du bist und wir werden alles für dich tun, damit du nicht nur in Frieden sterben sondern leben kannst bis zuletzt.“

Wie sind Sie und Ihr Team zu dieser Haltung gekommen?

Seit 2003 bin ich Teamleiterin hier im Atrium-Haus in Mettmann. Damals waren in der Wohngemeinschaft einige Bewohner über 90 Jahre alt und so sind gleich in meinem ersten Arbeitsjahr mehrere Menschen verstorben. Sie waren zum Teil in Krankenhäusern. Fast alle haben aber zum Ausdruck gebracht, dass sie lieber Zuhause in der Wohngemeinschaft sein und dort in der vertrauten Umgebung ihre letzten Tage verbringen wollten. In der Konsequenz bedeutete das, wenn die Menschen aus dem Krankenhaus nach Hause kommen wollten – soweit die Ärzte dem auch zustimmten – musste dort eine pflegerisch qualifizierte Begleitung und palliative Versorgung ermöglicht werden. Ich besprach dies damals mit dem zuständigen Regionalleiter der Hephata Wohnen gGmbH. Wir nahmen Kontakt zum Hospiz in Hochdahl auf, von deren Mitarbeitenden das Team kollegiale Beratung erhielt und bis heute erhält und ich selbst machte eine Palliativ Care Ausbildung, die ein Jahr lang berufsbegleitend stattfand.

Palliative Versorgung, was bedeutet das ganz praktisch?

Seit 2007 ist gesetzlich geregelt, dass jeder Versicherte mit einer nicht heilbaren, fortschreitenden und weit fortgeschrittenen Erkrankung bei einer zusätzlich begrenzten Lebenserwartung und einer besonders aufwendigen Versorgung Anspruch auf spezialisierte ambulante Palliativversorgung hat. Das trifft auf Personen, die Zuhause leben, ebenso zu, wie auf Menschen, die in Einrichtungen leben. Die Versorgung kann umfassen: Schmerztherapie bei ausgeprägter

Schmerzsymptomatik; Symptomkontrolle bei schwierigen Verläufen; Invasive Techniken, wie Schmerzpumpen, parenterale Ernährung, Portversorgung oder palliative Sedierung; die Behandlung von Atemnot oder die Behandlung bei ausgeprägten neurologisch/psychiatrischen Symptomen. Die Verordnung erfolgt durch den Hausarzt, den Facharzt oder durch einen Klinikarzt, wenn die Person aus einer Klinik entlassen wird. Ist eine Verordnung ausgestellt, ist der Arzt der verantwortliche Lotse für die palliative medizinische Betreuung, bei der die externen spezialisierten ambulanten Palliativpflegekräfte eng mit den Mitarbeitenden des Teams der Wohngemeinschaft zusammenarbeiten. Es kann eine 24stündige Rufbereitschaft der spezialisierten Palliativpflegekräfte genutzt werden und diese kommen bei Bedarf auch in unsere Teambesprechungen.

Sie und ihre Mitarbeitenden sind also pflegerisch ganz anders gefordert als Mitarbeitende in anderen Wohngemeinschaften?

Ein riesiges Thema ist bei uns Essen und Trinken. Zum Lebensende fahren viele Menschen die Nahrungsaufnahme zurück. Dann stellt sich für uns die Frage: Muss diese Person jetzt noch essen, was kann ich zulassen und was nicht. Flüssigkeitsbilanzen müssen geführt werden. Wenn Menschen nicht mehr trinken wollen, kann es wichtig sein, ihre Mundschleimhäute zu besprühen. Das machen wir häufig mit deren Lieblingsgetränk. Wir müssen die Atmung einschätzen können, es gibt das sogenannte „Todesrasseln“, das hört sich ungewohnt an, ist aber nicht gefährlich.

© Kzenon - Fotolia

© Robert Kneschke - Fotolia



Es ist auch schon vorgekommen, dass wir den Notarzt einmal zu viel gerufen haben. Man darf aber über die ganze Pflege das Schöne im Leben nicht vergessen. Weil die Menschen zumeist schon lange bei Hephata wohnen, wissen wir viel über deren Geschichte, über das was sie gern tun. So versuchen wir, dies aufzugreifen. Das kann ein Liebessessen sein oder das Hören einer bestimmten Musik.

Und wenn der Tod dann kommt?

Das Sterben ist immer anders. Es ist mir schon jemand im Arm verstorben. Es ist ein gutes Gefühl zu wissen, dass ein Mensch in Frieden gegangen ist und dass er als Trost gespürt hat, im eigenen Bett zu sein. Mein persönliches Ritual ist, dass ich immer ein Fenster öffne, wenn ein Mensch gegangen ist, damit seine Seele raus kann.

Für alle die den Toten gekannt haben – die Mitbewohner, das Mitarbeiterteam, eventuell Angehörige und Freunde oder Mitarbeitende aus anderen Wohngemeinschaften oder der Werkstatt - machen wir immer eine „Abschiedsfeier“ in der Kapelle. Wir stellen ein Foto des Verstorbenen auf und gedenken seiner mit etwas, was er gemacht hat oder gern hatte.

Zum Beispiel gab es jemanden, der immer aus Papier kleine Kügelchen gedreht hat. Da haben wir jedem Teilnehmer der „Abschiedsfeier“ ein Papier gegeben. Wer konnte, hat darauf einen Wunsch für den Verstorbenen geschrieben oder gemalt. Dann wurden die Papiere zu Kügelchen gedreht und jeder konnte seines auf dem Sarg festkleben. In der Wohngemeinschaft stellen wir an dem Platz des Verstorbenen am Esstisch für einige Tage eine Kerze mit seinem Foto auf. Tod und weg, geht nicht!

Es muss für uns alle – Bewohner und Mitarbeitende – Zeit und Raum zum Trauern sein.

Wie werden Sie oder Ihre Mitarbeitenden mit dieser häufigen Konfrontation mit dem Tod und somit der eigenen Endlichkeit fertig?

Ich habe eine Band und singe. Das befreit mich von den Anforderungen der Arbeit. Da lebe ich in einer anderen Welt, da hole ich neue Kraft. Andere Teammitglieder finden ihren Ausgleich anders, aber finden ihn. Wir haben übrigens im Team entgegen manchen Erwartungen keine hohe Fluktuation. Ich führe das darauf zurück, dass wir gegenseitig auch unsere Schwächen kennen und das in der Arbeit berücksichtigen. Zum Beispiel kann jemand sagen, „zu dieser Person kann ich heute nicht mehr ins Zimmer gehen, das geht mir heute zu nahe, das verkrafte ich heute nicht“, dann nehmen wir darauf Rücksicht und am nächsten Tag hat der Kollege neue Kraft.

Das Gespräch mit Claudia Assogna – Mitarbeiterin der Stiftung Hephata seit 2001, Erzieherin, Krankpflegehelferin und ausgebildet in Palliativ Care – führte Dieter Kalesse.

Niemanden ungetröstet sterben lassen – professionelle Begleitung bis zur letzten Stunde

Dass ich endlich, sterblich bin, ist nur eine theoretische Möglichkeit. Real wird sie vielleicht später, sagt mir mein Gefühl. Doch dieses Gefühl trägt. Sterben ist eine sehr reale Möglichkeit, und zwar in jeder Sekunde des Lebens, vom ersten Atemzug an. „Memento mori“, vergiss nicht, dass du sterben musst, mahnten daher die klugen Alten.

Die eigene Endlichkeit wird irgendwann bedrohlich werden, so viel ist sicher. Wahrscheinlich ist das der Grund, warum so viele den Gedanken an das Sterben vermeiden, so lange es geht. Außerdem fühlen viele sich hilflos: Was kann ich einem Sterbenden sagen? Um Schwerkranken oder Sterbende machen die meisten einen großen Bogen.

Gestiegene Lebenserwartung und gesunkene Geburtenrate erhöhen die Chance, jemanden zu kennen, dessen letzte Lebensphase begonnen hat. Im Privaten sind die meisten noch bereit, sich dieser Konfrontation mit der Endlichkeit zu stellen. Immerhin geht es – meistens – um geliebte Menschen, die man auch im Sterben nicht gern allein lassen möchte.

Zu wissen, dass man stirbt, kann Angst auslösen. Davor, hilflos zu sein, eigene Bedürfnisse nicht mehr mitteilen zu können, Schmerzen oder Atemnot zu leiden. Der autonomieverwöhnte, individualisierte Durchschnittsbürger liebäugelt dann gern einmal mit Sterbehilfe oder Selbsttötung. Erstaunlicherweise sind dies keine Optionen für die Menschen mit außergewöhnlichen kognitiven Fähigkeiten, die ich kenne. Sie wollen leben. Und wenn es ans Sterben geht, tut das ihrem Lebenswillen keinen Abbruch.

Sterben ist eine Möglichkeit vom ersten Atemzug an. Das Sterben ist die letzte Phase des Lebens. Es kommt also darauf an, Pflege und Assistenz auf die dann bestehenden Bedürfnisse einzustellen, damit die letzte Phase des Lebens Qualität haben kann. Es empfiehlt sich, rechtzeitig mit dem Klienten und dem Hausarzt über palliative Möglichkeiten zu sprechen. Palliative Pflege und Medizin erlauben, dass so gut wie niemand unter Schmerzen oder mit bedrückender Atemnot sterben muss.

Sterbende verabschieden sich immer mehr von ihrer Umwelt und ihrem Leben. Ihre Bedürfnisse nehmen ab. Manche Angehörige irritiert es, wenn der Sterbende nichts mehr isst und trinkt. Ab einem bestimmten Zeitpunkt kann zum Beispiel Flüssigkeitszufuhr das Sterben erschweren. Der Arzt weiß, wann. Es genügt dann, ab und zu die Lippen zu befeuchten.

Ruhe, Sicherheit und Geborgenheit sind Bedürfnisse, die noch lange übrigbleiben. Die Unruhe des Sterbenden deutet selten darauf hin, dass etwas getan werden muss. Oft ist es symbolischer Ausdruck des Bedürfnisses, alles Irdische abzustreifen.

Sterben ist der letzte Teil des Lebens. Zu einem guten Leben gehört ein gutes Sterben. Die Pflegenden und Assistierenden tragen dazu bei.

Für Menschen in pflegenden und assistierenden Berufen hat das memento mori noch einen anderen Klang: Vergiss nicht, dass deine Klienten sterben müssen. Der große Bogen um das Sterben, den man im Privaten manchmal noch schlagen kann, ist in der Pflege und in der Assistenz versperrt.

Nun gibt es dort ein Konzept von Professionalität, das sagt, persönliche Beziehungen haben im Beruf nichts zu suchen. Die Begleiterin, der Begleiter habe ausreichend Distanz zu halten, dann werde auch das Versterben von Klienten „professionell“ bearbeitbar sein. Doch in den meisten sozialen Berufen und besonders in der Heilerziehungspflege ist die persönliche Beziehung ein Arbeitsmittel. Ohne Beziehung geht es nicht. Es kommt darauf an zu wissen, was man tut. Es gilt, die eigenen Haltungen, Handlungen und vor allem die eigenen Gefühle zu reflektieren.

Professionelle Assistenz am Lebensende muss mit der Beziehung arbeiten, darf sich aber schützen. Dies ist eine Gratwanderung: Auf der einen Seite soll das Assistenzverhältnis nicht zu einer zu engen Bindung führen, auf der anderen Seite darf die Assistenz nicht unmenschlich werden.

Vergiss nicht, dass deine Klienten sterben müssen, heißt auch: Denke rechtzeitig daran, alles Nötige für das Sterben und die Trauer danach vorzubereiten. Vorzugsweise mit der Klientin, dem Klienten zusammen. Es ist ratsam, diese Vorbereitung nicht auf später zu verschieben. Auch junge Menschen können sterben.

Wahrscheinlich werden Versäumnisse an dieser Stelle später die Verstorbene nicht mehr stören, aber die Trauernden. Zu den Trauernden zählen nicht nur Familienangehörige, sondern auch Mitbewohner und – die Trauer der Profis zu leugnen, wäre unprofessionell – Mitarbeitende.

Manche trauernden Mitbewohner haben zu Lebzeiten des Verstorbenen Jahrzehnte ihres eigenen Lebens mit ihm geteilt. Oft sind einige wenige Klienten die einzigen konstant Anwesenden im Leben eines Menschen mit Behinderung, während Mitarbeitende über die Jahre häufig wechseln. Wenn von diesen sozialen Konstanten jemand stirbt, besteht natürlich das Bedürfnis zu trauern.

Oft zeigt sich dies nicht sofort. Bestimmte kognitive Voraussetzungen können dazu führen, dass der Trauerprozess später einsetzt und länger dauert als erwartet. Zur Unterstützung der Trauerarbeit kann ein Grab sehr hilfreich sein. Es stellt einen Ort dar, der sinnlich wahrgenommen werden kann und eine Verbindung herstellt zu dem Unfasslichen, allen Sinnen Entzogenen, „wo“ sich der Verstorbene „jetzt befindet“.

Es kursieren Kenntnisse über so genannte Phasen des Trauerprozesses. Am bekanntesten sind die fünf Phasen nach Elisabeth Kübler-Ross: LEUGNUNG, ZORN, VERHANDELN, DEPRESSION und ANNAHME. Aber solche Schematisierungen können in die Irre führen. Wichtig ist, auf mächtige Gefühle gefasst zu sein, die sich manchmal unklar äußern. Herausforderndes Verhalten muss zum Beispiel kein Symptom der Kübler-Ross'schen Zornesphase sein. Es kann ganz einfach Ausdruck tiefer Traurigkeit oder ein Signal sein, dass sich der scheinbar wütende Mensch schmerzlich verlassen fühlt.

Zu wissen, dass man stirbt, kann Trauer auslösen. Die in den Phasenmodellen beschriebenen seelischen Reaktionen beziehen sich auf Trauer- sowie auf Sterbesituationen, aber auch auf andere Verlusterfahrungen. Sie beschreiben seelische Krisenreflexe.

Die Trauer der Klienten ist die Aufgabe der Mitarbeitenden – und in gewisser Weise auch ihre eigene Trauer. Weil die Arbeit auch Beziehungsarbeit ist und Empathie der Schlüssel zum Klienten.

Wolf Clüver ist Pfarrer des Evangelischen Kirchenkreises Gladbach-Neuss für Inklusion in der Kirche. Im Berufskolleg der Evangelischen Stiftung Hephata unterrichtet er Evangelische Religionslehre und Religionspädagogik. Studierende des Berufskollegs und Mitarbeitende der Stiftung berät er regelmäßig zum Umgang mit Sterben, Tod und Trauer.



Alt werden wie ein Baum

WINTERLINDEN (BERLINDE) ERREICHEN BIS ZU 1.000 LEBENSJAHRE

*Alt möchte ich werden wie ein alter Baum,
mit Jahresringen, längst nicht mehr zu zählen,
mit Rinden, die sich immer wieder schälen,
mit Wurzeln tief, dass sie kein Spaten sticht.*

*In dieser Zeit, wo alles neu beginnt,
und wo die Saaten aller Träume reifen,
mag wer da will den Tod begreifen –
ich nicht!*

*Alt möchte ich werden wie ein alter Baum,
zu dem die sommerfrohen Wandrer fänden,
mit meiner Krone Schutz und Schatten spenden
in dieser Zeit, wo alles neu beginnt.*

*Aus sagenhaften Zeiten möchte ich ragen,
durch die der Schmerz hinging, ein böser Traum,
in eine Zeit, von der die Menschen sagen:
Wie ist sie schön! O wie wir glücklich sind!*

(Louis FURNBERG; 1908 – 1957)



Die Deutsche Baumkönigin 2016 – Lil Wendeler – präsentiert die BerLinde.

Altwerden nicht als Schrecken begreifen – als eine Zeit, die nur Risiken birgt und zunehmend Mühen mit sich bringt – sondern als Chance der Lebensgestaltung.

Altwerden begreifen als eine neue Zeit mit den Möglichkeiten: des Berufsendes, der Freizeitverfügung, des Expertendaseins, der Großelternzeit – vieles kann sich ergeben. So lese ich das Gedicht von Louis FURNBERG, das übrigens seine weiteste Verbreitung 1975 in dem Erfolgshit der DDR-Rockband „Puhdys“ fand, die besingt, „alt wie ein Baum möchte ich werden, so wie der Dichter es beschreibt...“

Die Winterlinde (*Tilia cordata*) – Baum des Jahres 2016 – ist so ein Baum, der anspruchslos und tolerant bezogen auf seinen Standort, wenig anfällig für Krankheiten häufig das hohe Lebensalter von bis zu 1000 Jahren erreicht. Eine der wohl ältesten und stärksten Winterlinden steht bei Rochlitz in Mittelsachsen mit einem Stammumfang von etwa neun Metern und etwa 25 Metern Höhe. Alte Linden kennzeichnen oft besondere Orte. Die Dorflinde war in früheren Zeiten immer ein Ort der Ge-

meinschaft und Kommunikation, oft kam man unter ihr auch zum Tanzen zusammen. So wundert es nicht, dass der häufigste deutsche Gasthausname mit über 1000 Nennungen „Zur Linde“ ist. Linden kennzeichneten aber auch Gerichtsplätze oder kultische Orte.

Ein im übertragenen Sinne kultischer Ort – oder besser gesagt, ein Ort der heute Kult ist – ist der 1647 angelegte Berliner Prachtboulevard „Unter den Linden“, der vom Stadtschloss zum Brandenburger Tor führte und heute noch führt.

Dieser Prachtboulevard „Unter den Linden“ gab die Inspiration für das Produkt **BERLINDE**, das als individuelles, nachhaltiges Berlin-Präsent für unterschiedlichste Anlässe dient und im **Hephata Garten-Shop** in Mönchengladbach kreiert wurde. Dieser Setzling einer Winterlinde wird dort von Menschen mit Behinderung herangezogen, gepflegt und schließlich als „BerLinde“ in einen Karton – mit Bildern aus der Hauptstadt – verpackt und in die ganze Bundesrepublik, speziell aber auch nach Berlin verschickt.

Die BerLinde als nachhaltigstes Geschenk der Bundeshauptstadt kann nicht nur in den Garten oder Hof eines Hauses gepflanzt werden, sondern auch im Kübel auf dem Balkon ihren Platz finden oder als Bonsai kultiviert in einer Schale auf der Fensterbank. Wo immer sie auch steht, verströmt sie in lauen Frühlingnächten nicht nur ihren süßen Blütenduft, sondern bringt damit jährlich aufs Neue die sprichwörtliche Berliner-Luft an jeden gewünschten Punkt unserer Erde. Übrigens produziert eine ausgewachsene Winterlinde/BerLinde täglich den Sauerstoff – den wir alle zum Leben brauchen – für fünf Personen.

Die Krone der Winterlinde ist beliebter Lebensraum für Vögel, Pilze und die Laubholzmistel. Das Holz des Baumes ist hell, weich und relativ leicht, daher eignet es sich hervorragend zum Schnitzen. Aus Lindenholz sind die meisten Altar- und Wandfiguren in Kirchen, deshalb wird es auch als Sakral- oder „Heiligenholz“ (Lignum sanctum) bezeichnet.



© Jose Ignacio Soto, g215 - Fotolia



Lindenblütentee hilft gegen Halsschmerzen und bei Katarrhen der Atemwege. Lindenblütenöl und Lindenblütenhonig werden in der Naturheilkunde eingesetzt.

Im fortgeschrittenen Lebensalter noch eine Winterlinde/BerLinde zu setzen, das bietet sich an, um dem Wunsch Ausdruck zu geben: „*Alt möchte ich werden, wie ein alter Baum...*“ Und damit nicht an die Risiken, sondern die Chance des Alters zu denken und die Lebenszeit entsprechend zu gestalten.

Dieter Kalesse ist Diakon und Kommunikationswirt .



www.baum-des-jahres.de

10 GUTE GRÜNDE eine **BERLINDE**[®] (Winterlinde – Baum des Jahres 2016) zu pflanzen:

- Erinnerungen an Berlin bewahren und die Berliner Luft nach Hause holen.
- Mit einem symbolträchtigen Schattenspender den eigenen Garten gestalten.
- Bienen eine Weide und Vögeln ein Zuhause bieten.
- Gesundheit schenken, durch Ernte und Nutzung der Lindenblüten.
- Gemeinsam mit anderen einen Wald entstehen lassen und so die Schöpfung bewahren.
- Eine Linde setzen als Symbol der ehelichen Liebe, der Gastfreundschaft, Güte und Bescheidenheit.
- Zur Erinnerung an einen lieben Menschen.
- Zur Vermählung.
- Zur Geburt eines Kindes.
- Als Zeichen dafür, dass ich alt werden möchte wie ein Baum.



Weitere Informationen:
www.berlinde-shop.de

In Würde alt werden!

„Alter“ – ein Symbol für erfülltes Leben, Reife, Erfahrung, Erfolg
– auch Symbol für abnehmende Perspektiven, Verbote des Endes.

In dieser Doppeldeutigkeit fragt der Mensch nach seiner Würde, nach dem, was in und trotz der Veränderung bleibt. Worin genau liegt Würde, Persönlichkeit, eigene Wertschätzung begründet? Was hilft gegen die Brüchigkeit?

In der Gesellschaft wird gerade um die Gestaltung des Lebens im Alter viel diskutiert und gerungen. Neue Versorgungsformen im Alter, würdiges Altern. In den heutigen Seniorenheimen liegt die sogenannte Verweildauer bei 35 Monaten – für die Männer bei nur 18. Die meisten Menschen in dieser Phase sind hoch demenz. Welche Würde eines Menschen wird hier noch sichtbar, wenn regrediertes Sozialverhalten zu Tage tritt, die Erinnerung nicht mehr zur Persönlichkeitsbildung erhalten kann? Was geschieht mit den Persönlichkeitsrechten? Neigt die Gesellschaft dazu, genau diese auch in der Folge nicht mehr ernst zu nehmen und die Rahmenbedingungen nur bedingt würdig zu gestalten?

Möchte man eigentlich überhaupt noch so alt werden wie Methusalem? 969 Jahre alt soll Methusalem nach Aussage der Bibel geworden sein (Gen 5,21-27). Man muss vermuten, dass die Urväter der biblischen Überlieferung mit ihren Namensbedeutungen und Lebensaltern für Epochen stehen, nicht für individuelles kalendarisches Alter. Und doch beginnt sich mit dem Alter ein persönlicher Segen zu verbinden: (Jes 46,4): „Ich will Euch tragen bis ins hohe Alter“ – verspricht Gott seinem Volk im Exil. In den Büchern der Weisheit (4,8) findet man ein Nachdenken darüber: „ein ehrliches Alter ist nicht eins, das lange lebt...“

Erfüllung und Würde im Leben werden bedeutsam. Daraus ergibt sich das Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass es Dir wohl ergehe und du lange lebst auf Erden.“ Es ist kein moralisches Gebot im Sinne von „Du sollst sie Wert schätzen“. Gemeint war damals die reine Versorgung. Es begann ein Nachdenken über soziale Verantwortung in Israel.

Das war neu – für den gesamten Kulturkreis. „Die Ältesten“ spielen in Israel eine große Rolle: Schon bei Mose (3. Mose 3,16; 12,21; 5.Mos 31,9) tauchen sie als Gruppe der Erfahrenen, als Führer des Volkes auf. Sie kennen die Wasserstellen, die Gefahren. In den ersten christlichen Gemeinden (Apg 15,23) nutzt man die Ältesten als Führungsgruppe der Gemeinde.

Und heute? Heute sind oft nicht die Wasserstellen der Vergangenheit entscheidend, sondern der Mut zu Probebohrungen und das Erschließen neuer Ressourcen. Woraus also speist sich die Würde, der Wert des Menschen in Zeiten, in denen das tradierte Wissen an Bedeutung verliert?

Würde erlangt der Mensch durch die Zuschreibung der anderen. Jemand muss gewürdigt werden, um Würde zu erhalten. Deswegen ist es entscheidend, wie wir uns dazu verhalten. Wollen wir in Würde altern, muss dieser Zusammenhang auch für die nächste Generation Gültigkeit haben.

Gott gedenkt des Menschen, weil Gott ihn ins Leben rief, mit einem Namen, also mit Individualität ausstattete und als solchen auch nach dem Ableben in seiner Erinnerung behalten wird. Daraus speist sich unser Handeln und unser Selbstwert. Nur weil wir Gottes Blick auf uns ernst nehmen, können wir uns selbst ernst nehmen, würdigen, achten. Über die Jahre darin reifen, reifer für Gottes Gegenwart und sein Reich unter uns. ...und unsere Gesellschaft durch uns, das wäre was...

Pfarrer Christian Heine-Göttelmann
ist Vorstand der Diakonie
Rheinland-Westfalen-Lippe.

Hephata beteiligt sich am Modellprojekt „Selbstbestimmte Mobilität und Bewegung im Alltag“

Die Hephata Wohnen gGmbH beteiligt sich seit dem 1.1.2016 am dreijährigen Modellprojekt „MoBa – Selbstbestimmte Mobilität und Bewegung im Alltag von Menschen mit Behinderungen in betreuten Wohnformen“. Eine entsprechende Anfrage von Dr. Volker Anneken, Leiter des Forschungsinstituts für Inklusion durch Bewegung und Sport (FIBS), erreichte Wohnen-Geschäftsleiterin Sabine Hirte.



Sabine Hirte - Geschäftsführerin Wohnen

Modellprojekt bei Hephata

NAMEN UND NEUIGKEITEN

An dem von der Stiftung Wohlfahrtspflege NRW geförderten Projekt beteiligen sich insgesamt sechs Träger, die Wohnangebote für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen vorhalten: Paul-Kraemer-Haus gGmbH; Lebenshilfe Köln; Diakonie Michaelshoven; Caritas Wohnen Köln; gemeinnützige Werkstätten Köln und die Hephata Wohnen gGmbH. In der wissenschaftlichen Evaluation des Projektes kooperiert das von der Gold-Kraemer-Stiftung, der Deutschen Sporthochschule Köln und der Lebenshilfe getragene FIBS mit dem Institut für Bewegungs- und Neurowissenschaften der Sporthochschule Köln.

Weitere Zielgedanken sind die Selbstbestimmung und die größtmögliche Selbstständigkeit und Mobilität im Alltag der Menschen mit Behinderungen im Sinne der Artikel 19 und 20 der UN-Behindertenrechtskonvention. Neben einer individuellen, einfachen und alltagsnahen Angebotsentwicklung in enger Zusammenarbeit mit den Trägern, sind auch die Sensibilisierung der Mitarbeiterschaft sowie das Implementieren des Themas in die Institutionen wichtige Teilziele des Projektes.

Regionalleiter Klaus Heinen verantwortet Hephatas Mitarbeit im Projekt und nahm



Klaus Heinen - Regionalleiter Wohnen

die letzten sechs Monate werden der Auswertung dienen“, erläutert er. „Mich spricht besonders an, dass das Projekt im Alltag unserer Kunden ansetzt und darauf abzielt, mehr Bewegung und Mobilität im praktischen Leben zu erreichen. Außerdem finde ich gut, in einem Netzwerk mit unterschiedlichem Knowhow gemeinsam mit anderen etwas zu entwickeln, das später praxistauglich ist“, begeistert sich Heinen.

Dieter Kalesse



Kernziel des Projektes ist die nachhaltige Etablierung und Evaluation alltäglicher Bewegungsangebote zur Mobilitäts- und Gesundheitsförderung und zur Stärkung sozialer Teilhabe für Menschen mit Behinderungen in unterschiedlichen Wohn- und Betreuungsformen der Eingliederungshilfe.

am 11.11.2015 am MoBa-Auftakttreffen teil. „Das Projekt startet mit der Phase der Konzeptentwicklung. In dieser Phase sollen auch die am Projekt teilnehmenden Menschen mit Behinderung gefunden, bzw. ausgewählt werden. Danach wird es eine 18 Monate dauernde Praxisphase geben und

Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, Manfred Rekowski, informierte sich über Hephata

Als Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR) ist Manfred Rekowski, geb. 1958, seit 2013 oberster Repräsentant der zweitgrößten evangelischen Landeskirche in Deutschland. Die EKiR zählt 2,65 Millionen evangelische Christen, die in 719 Kirchengemeinden – organisiert in 38 Kirchenkreisen – leben. Am 16. Dezember 2015 besuchte Rekowski Hephata, um sich vor Ort zu den Themen Inklusion und unternehmerische Diakonie



Klaus-Dieter Tichy im Gespräch mit Präses Manfred Rekowski.

NAMEN UND

Besuch des Präses

auszutauschen und „...der Diakonie nicht nur zwischen zwei Aktendeckeln zu begegnen.“ Seinen Gesprächspartnern Sabine Hirte, Christian Dopheide, Klaus-Dieter Tichy, Günther van de Loo und Hans-Willi Pastors verriet er seine ersten Bezüge zur Stiftung Hephata: 1982 war Rekowski Vikar bei Pfarrer Helmich, einem Sohn von Hans Helmich, Hephata-Direktor von 1940 bis 1968. Als späterer Pfarrer und Superintendent im Kirchenkreis Wuppertal (bis 2011) erinnert er sich an die Entstehung des Hephata-Hauses in Wuppertal-Langerfeld, dessen Einbindung in das soziale und kirchliche Umfeld, das er als stimmig in Erinnerung hat.



„Wird es möglich sein, einmal auf Förder-schulen zu verzichten?“ Auf diese Frage des Präses skizzierte Klaus Dieter Tichy sein Bild verschiedener Schulformen an einem Ort, eventuell unter einem Dach: Dies biete den Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit zusammen aufzuwachsen, soziale Kompetenz im Umgang mit den jeweils „anderen“ zu entwickeln und so zu einem Verständnis von Vielfalt und Inklusion zu kommen. Schulische Inklusion stehe gerade am Anfang und sei ein langer Entwick-

lungsprozess, den es zu gestalten gelte und der noch lange nicht serienreif sei, war man sich einig. Am Beispiel der Wohnen gGmbH verdeutlichte Sabine Hirte, dass Inklusion weit mehr als den Bereich der gemeinsamen Bildung umfasst: „Anstalt hieß Vollversorgung. In großen Einrichtungen stehen bis heute Abläufe stark im Vordergrund. In den kleinteiligen – oft ambulant betreuten – Wohngemeinschaften, wie Hephata sie betreibt, stehen die einzelnen Menschen im Mittelpunkt des Handelns. Es geht um die Orientierung: ‚Was wünscht und braucht dieser Mensch zu einem weitgehend eigenständigen Leben in diesem Sozialraum?‘.

Das macht eine neue Selbstidentifikation der Berufsgruppe der Mitarbeitenden erforderlich.“

Hephata macht derzeit Wohnangebote an 36 Orten in NRW. Damit bewegt sich die Stiftung immer auch auf dem „Territorium örtlicher diakonischer Werke“ und im Einzugsbereich anderer Anbieter. Christian Dopheide plädiert dabei für „einen sportlichen Umgang mit Wettbewerb“, wie er unter den Anbietern längst besteht. Er könne

zur Stärkung der Nutzer sozialer Dienstleistungen beitragen. Langfristig – so Dopheide – gehe es darum, dass Diakonie sich auf dem sozialen Markt insgesamt weiter behauptet und gut positioniert. Aus seiner Erfahrung teilt Rekowski die Einschätzung, dass die örtliche Diakonie heute nicht mehr alles selbst machen muss, wohl aber für Vernetzung in einem Sozialraum, in einer Kirchengemeinde mit zuständig ist.

Um seinen Stiftungszweck zu erfüllen, ist Hephata als Dienstleistungsunternehmen aufgestellt und wendet das kirchliche Arbeitsrecht an. Klaus-Dieter Tichy sieht derzeit kein ökonomisches Problem bei der Anwendung, macht allerdings deutlich, dass sich das kirchliche Arbeitsrecht nicht immer weiter von den Anforderungen der Diakonie entfernen dürfe. Denn, so führt er aus, jede Branche habe eigene Bedingungen und es komme darauf an, sich diesen Anforderungsbedarfen entsprechend bewegen zu können, um marktfähig zu sein. Dopheide unterstreicht, im Bereich der Jugend- und Behindertenhilfe, der Pflege und des Gesundheitswesens dürfe kirchliches Arbeitsrecht nicht dazu führen, dass es für die diakonischen Träger unmöglich wird, sich zu behaupten.

Abschließend dankt Präses Rekowski allen, die sich bei Hephata an der Seite von Menschen mit Behinderung engagieren, und betont: **„Diakonie ist ein starkes Stück Kirche!“**

Neu: Nachwuchskräfte-training (NKT)

Mit gut 2.500 Mitarbeitenden – Tendenz steigend –, die unterschiedlichste Assistenzleistungen für und mit 3.000 Menschen mit Behinderung an 36 Orten in NRW erbringen, ist Hephata ein gut positioniertes Unternehmen. Jährlich sind in diesem Unternehmen Führungs- und Steuerungspositionen aufgrund der Entwicklung neu zu besetzen. Anliegen der Stiftung ist es, eigene Mitarbeitende mit Entwicklungspotential zu identifizieren und für zukünftige Aufstiegspositionen zu qualifizieren. Deshalb wurde das Nachwuchskräfte-training entwickelt.

Der erste Durchlauf mit 18 Kolleginnen und Kollegen endete am Freitag, dem 22. Januar mit der Übergabe der Zertifikate. Die Teilnehmenden hatten sich in 2015 für das Training beworben und im Juni in Assessment Centern durchgesetzt.

Gerd Neumann, Leiter des Personalwesens, bewertet das Nachwuchskräfte-training als wichtigen Schritt, eigene Mitarbeiter vor der Übernahme von Führungstätigkeiten entsprechend vorzubereiten und damit in den Teilnehmerinnen und Teilnehmern auch Antworten auf den Personalbedarf von Morgen kennen und schätzen zu lernen. Eine weitere Auflage ist geplant. Bewerben können sich alle ausgebildeten Fachkräfte, die eine dreijährige Ausbildung oder ein Studium abgeschlossen haben und über mindestens zwei Jahre Berufserfahrung in der Evangelischen Stiftung Hephata verfügen. Die erfolgreiche Teilnahme am Nachwuchskräfte-training ist keine Garantie für die Übernahme in eine Führungsfunktion, sie unterstützt die mögliche Bewerbung jedoch positiv.



NEUIGKEITEN

Garten-Shop ist nun Integrationsunternehmen

Garten-Shop Dahler Kirchweg ist seit dem 1. Januar 2016 Integrationsunternehmen

Viele Kundinnen und Kunden besuchen gern „ihren“ Hephata Garten-Shop am Dahler Kirchweg 48 in Mönchengladbach, denn dort finden Sie – jeder Jahreszeit entsprechend – das volle Sortiment, um ihren Garten zu pflegen oder dem Balkon den letzten Schliff zu geben. Auch in 2016 wird das so bleiben und das Angebot wird sicher auch zukünftig die neusten Garten-Highlights bieten und mit neuen Pflanz- und Gestaltungsideen aufwarten. Für den Endverbraucher unwesentlich, für den Stiftungsbereich Arbeit aber ein wichtiger Schritt in die Zukunft, ist die Veränderung des Garten-Shops am Dahler Kirchweg in ein Integrationsunternehmen. Damit bieten sich für Mitarbeitende mit Handicap wie auch für Menschen, die derzeit auf dem Arbeitsmarkt als schwervermittelbar gelten, bessere Perspektiven und persönliche Zukunftschancen. Als Integrationsunternehmen wird der Garten-Shop – unter der Leitung von Dirk Lombard – zukünftig zur gemeinnützigen Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft Hephata mbH (kurz: BQG) gehören. Damit umfasst die BQG neben den Bereichen Fahrdienst, Hep-Shops, Handwerk und Gebäudereinigung jetzt ein weiteres Betätigungsfeld für ihr Klientel.



Auf 2.000 Quadratmetern Verkaufsfläche bietet das Gartencenter eine Produktpalette an, die von Floristik über Zimmerpflanzen, Beet- und Balkonpflanzen, Baumschulware, Erden, Dünger, Pflanzenschutz und Keramik bis zu Gartengeräten reicht. Zielgruppe für das Gartencenter sind die Endverbraucher. Ein besonderes Angebot des Garten-Shops ist die floristische Gestaltung von Großveranstaltungen.

Außer der Verkaufsfläche gehören auch 5.000 Quadratmeter Produktionsfläche zum Integrationsunternehmen, auf der Boden-decker, Gräser und Gehölze angepflanzt und herangezogen werden. Beet- und Balkonpflanzen werden in der ebenfalls zu Hephata gehörenden Gärtnerei Benninghof in Mettmann gezogen. Die produzierten Pflanzen werden über die eigenen Geschäfte – die Friedhofsgärtnerei an der Viersener Straße in Mönchengladbach und die Gärtnerei Benninghof in Mettmann – sowie durch den ebenfalls zu Hephata gehörenden Garten- und Landschaftsbau abgesetzt und darüber hinaus an Großmärkte und Gartenbauunternehmen verkauft.

Und das Besondere des Hephata Garten-Shops für den Kunden? Er kann Pflanzen erwerben, die im Hephata Garten-Shop selbst produziert werden, und diese auf Wunsch auch durch Fachleute des Garten- und Landschaftsbaus bei sich Zuhause pflanzen lassen.



Alles aus einer Hand, da weiß der Kunde, was er hat! Wohl auch deshalb ist der Hephata Garten-Shop am Dahler Kirchweg eine gute Adresse für Mönchengladbachs Bürgerinnen und Bürger. Übrigens gibt es auch Kundenkarten, mit denen satte 5 % Rabatt auf alle Artikel gewährt werden.

Dieter Kalesse

Aktuelle Termine

was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen

April 2016



Aktion Inklusion

Sonntag, 24. April – 11.00 bis 13.30 Uhr
8. Hephata-Run
 - über das gesamte Stiftungsgelände
 Schulhof der Karl-Barthold-Schule, Heinz-Jakszt-Weg 4
 Mönchengladbach
 weitere Infos: www.hephata-events.de

Freitag, 29. April - 13.00 bis 17.00 Uhr
Aktionstag: Zeit für Begegnung!
„Gemeinsam für eine barrierefreie Stadt“
 Harmonieplatz, Mönchengladbach-Rheydt
 Hephata beteiligt sich mit der Aktion Inklusion

Mai 2016



Aktion Inklusion

Mittwoch, 4. Mai – 16.00 bis 20.00 Uhr
 Donnerstag, 5. Mai (Christi Himmelfahrt) – 11.00 bis 20.00 Uhr
Hephata-Zelt: Aktion Inklusion
beim Stadtfest „Haller Willem“
 in der Fußgängerzone vor dem Haus Rosenstraße 16,
 Halle/Westfalen

Juni 2016



Samstag, 11. Juni – ab 12.00 Uhr
19. Motorrad-Gespannfahrer-Treffen
 auf dem Gelände der Hephata Werkstätten
 Erftstr. 18, Mönchengladbach
 mit Touren, Live-Musik, Essen und Trinken
 weitere Infos: www.hephata-events.de

Dienstag, 28. Juni – 17.00 bis 19.00 Uhr
Info und Diskussion zum geplanten
Bundesteilhabegesetz
 mit Kerstin Tack (MdB, Beauftragte für die Belange von
 Menschen mit Behinderung der SPD-Bundestagsfraktion)
 und Gülistan Yüksel (MdB)
 Hephata Werkstätten, Spielkaulenweg 4, Mönchengladbach

Das nächste HephataMagazin erscheint im Juli 2016.

rmf-Reisen

Reisen mit Freunden



SPANIEN Denia



HOLLAND Ameland



MAROKKO Agadir

Wir bieten Reisen in kleinen Gruppen für Menschen mit niederschwelligem Unterstützungsbedarf. Unser erfahrenes Team bietet eine passende Assistenz, Spaß, Erholung und ein bisschen Abenteuer. Alle Reisen inklusive Flüge/Transport, Unterbringung, Verpflegung und Begleitung. Rufen Sie uns an, wir erklären gerne.

TERMINE 2016

Xanten – Poenheim
 EUR 670,- → ab Mönchengladbach Hbf
 23.06. - 30.06.2016
 07.10. - 14.10.2016

Denia/Monte Pego – Spanien
 EUR 1200,- → ab Düsseldorf Flughafen
 04.09.-11.09.2016

Side – Türkei
 EUR 1350,- → ab Düsseldorf Flughafen
 20.10.-27.10.2016

Ameland – NL
 EUR 745,- → ab Mönchengladbach Hbf
 06.06.-13.06.2016
 26.09.-03.10.2016

Kalkar – Motorrad-Gespannwochenende
 EUR 65,- → ab Mönchengladbach
 05.08.-07.08.2016
 Gelände des Int. Pfadfindertreff in Kalkar

VORSCHAU 2017

Agadir – Marokko
 EUR 1350,- → ab Düsseldorf Flughafen
 20.03.-27.03.2017

rmf - Reisen mit Freunden

Reto Forrer - Reiherstraße 56a, 47546 Kalkar

0160 - 84 74 64 4

Impressum

HephataMagazin
 Einblicke - Ansichten - Ausblicke
 15. Jahrgang

Herausgeber:
 Evangelische Stiftung Hephata
 Hephataallee 4
 41065 Mönchengladbach
 Direktor Pfarrer Christian Dopheide
 Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
 Telefax: 0 21 61 / 246 - 2120
 E-Mail: post@hephata-mg.de
 Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:
 Karsten Bron, Oberhausen
 Oberkirchenrat Klaus Eberl, Wassenberg
 Reinhard Lenders, Mettmann
 Prof. Dr. Johannes Roskothen, Düsseldorf
 Vanessa Strauch, Düsseldorf

Redaktion:
 Dieter Kalesse
 Telefon: 0 21 61 / 246 - 1990
 E-Mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:
 Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
 41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Druck:
 Das Druckhaus Beineke Dickmanns GmbH, Korschenbroich

Spendenkonto:
 1112 IBAN: DE84 3506 0190 0000001112
 KD-Bank, Dortmund BIC: GENODED1DKD
 BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©
 Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:

Diakonie

VdDD
 Verband diakonischer Dienstgeber
 in Deutschland

Brüsseler Kreis

BeB
 Bundesverband
 evangelischer
 Behindertensekretariate

Wenn Empfänger verzogen, bitte mit neuer Anschrift zurück an Absender:

Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4 - 41065 Mönchengladbach



INFOPOST
Ein Service der Deutschen Post

P



PREMIUMADDRESS
BASIS
INFOPOST

Anzeige

Ein Schnitt mitten im Leben, wie kann es weiter gehen?



Beratung-MeH

Beratungsstelle für Menschen
mit erworbenen Hirnschäden

Jederzeit kann ein Mensch eine Hirnverletzung erleiden; etwa durch einen Unfall, einen Schlaganfall, eine Hirnblutung, einen Herzstillstand mit Wiederbelebung, einen Tumor, Hirnorganische Krankheiten, Vergiftungen oder anderes.

Durch eine Hirnverletzung verändert sich oft nicht nur das Leben des Betroffenen, sondern auch das seiner Angehörigen und Freunde. Zukunftspläne zerrinnen.

Nachdem Krankenhaus- und Rehabilitationsbehandlung abgeschlossen sind, tun sich viele Fragen auf:

- Wer assistiert mir im Alltagsleben?
- Wo kann ich wohnen?
- Gibt es wieder eine Chance zu arbeiten?
- Welche Hilfen stehen mir zu?
- Von welchem Geld kann ich leben?

**Hier hilft die neu eröffnete
Beratungsstelle weiter.**

**Beratungsstelle
für Menschen
mit erworbenen Hirnschäden**

Urfstraße 246, 41239 Mönchengladbach

Ihre Berater: Brigitte Beutner
Christian Houben

E-Mail: info@beratung-meh.de

Öffnungszeiten: montags 10.30 bis 16.30 Uhr
mittwochs 10.30 bis 15.30 Uhr

www.beratung-meh.de